

PAULA HAWKINS

GIRL
ON THE
TRAIN

GRATIS
Leseprobe

DU KENNST SIE NICHT,
ABER SIE KENNT DICH.

ROMAN

blanvalet



PAULA HAWKINS wuchs in Simbabwe auf. 1989 zog sie nach London, wo sie bis heute lebt. Sie arbeitete fünfzehn Jahre lang als Journalistin, bevor sie mit dem Schreiben von Romanen begann. Ihr erster Spannungsroman *Girl on the Train* eroberte in England und den USA auf Anhieb die Spitze der Bestsellerlisten, und noch vor Erscheinen sicherte sich DreamWorks die Filmrechte.

Sie liegt unter einer Silberbirke bei den alten Gleisen unter einem Steinhügel. Eigentlich ist es nur ein kleines Steinhäufchen. Ich wollte nicht, dass jemand auf ihr Grab aufmerksam würde, aber sie sollte wenigstens eine kleine Gedenkstätte bekommen. Dort wird sie in Frieden ruhen, ungestört und in aller Stille bis auf den Gesang der Vögel und das Rumpeln der vorbeifahrenden Züge.

RACHEL

Eine bringt Kummer, zwei bringen Jubel, bei dreien kommt ein Mädel. Bei dreien kommt ein Mädel. Bei drei bleibe ich regelmäßig hängen, weiter komme ich einfach nicht. Mein Kopf ist voll von Geräuschen, mein Mund blutverkleistert. Bei dreien kommt ein Mädchen. Ich kann die Elstern regelrecht lachen hören – sie lachen mich aus mit ihrem gehässigen Keckern. Götterboten. Todesboten. Jetzt kann ich sie sehen. Sie zeichnen sich schwarz vor der Sonne ab. Nein, nicht die Vögel, sondern etwas anderes. Da kommt jemand. Jemand spricht mit mir. *Sieh nur. Sieh nur, wozu du mich gezwungen hast.*

Freitag, 5. Juli 2013

Morgens

Da liegt ein Kleiderhaufen an den Gleisen. Hellblauer Stoff – vielleicht ein Hemd –, verknäuelte mit etwas schmutzigem Weißem. Wahrscheinlich ist es nur Abfall, irgendwas aus einem Müllsack, der heimlich in das zugewucherte Waldstück oben am Bahndamm geschleudert wurde. Oder die Sachen wurden von einem der Arbeiter dort liegen gelassen, die an dem Streckenabschnitt beschäftigt sind. Schließlich sind sie oft genug hier. Vielleicht war es aber auch ganz anders. Meine Mutter meinte immer, ich hätte eine zu lebhaftere Fantasie; Tom meinte das auch. Aber ich kann einfach nicht anders, ich sehe ein paar liegen gebliebene Fetzen, ein schmutziges T-Shirt oder einen Schuh und muss sofort an den zweiten Schuh denken und an die Füße, die darin gesteckt haben.

Der Zug ruckelt und knarzt und quietscht sich wieder in Bewegung, der kleine Kleiderhaufen verschwindet aus meinem Blickfeld, und wir rumpeln weiter auf London zu, ungefähr so schnell wie ein guter Jogger. Aus der Reihe hinter mir höre ich ein resigniertes, verärgertes Seufzen.

Der Acht-Uhr-vier-Zug von Ashbury nach Euston stellt die Geduld des abgeklärtesten Pendlers auf die Probe. Theoretisch dauert die Fahrt vierundfünfzig Minuten, aber das tut sie so gut wie nie: Der Streckenabschnitt ist uralte, zerfahrene, von Signalstörungen und nie endenden Reparaturarbeiten geplagt.

Der Zug kriecht dahin; er zittert an Lagerhäusern und Wassertürmen, Brücken und Schuppen vorbei, an bescheidenen viktorianischen Häusern, die den Gleisen empört den Rücken zukehren.

Ich lehne den Kopf ans Zugfenster und lasse die Häuser an mir vorbeiziehen wie bei einer Kamerafahrt. Ich sehe sie so, wie andere sie nicht sehen; wahrscheinlich sehen nicht einmal ihre Bewohner sie aus dieser Perspektive. Zweimal am Tag bieten sich mir für einen Moment Einblicke in fremde Leben. Irgendwie hat der Anblick von Fremden, die daheim in Sicherheit sind, etwas Tröstliches.

Irgendwo klingelt ein Handy mit einer unpassend fröhlichen, munteren Melodie. Der Angerufene lässt sich Zeit; es dudelt und dudelt immer weiter. Ich spüre, wie die anderen Fahrgäste auf ihren Sitzen hin und her rutschen, mit Zeitungen rascheln, auf ihre Computer eintippen. Der Zug ruckt und schwankt um eine Biegung und verlangsamt die Fahrt vor einem roten Signal. Ich versuche, nicht aufzusehen; ich versuche, die Gratiszeitung zu lesen, die mir am Eingang zum Bahnhof in die Hand gedrückt wurde, doch die Worte verschwimmen

vor meinen Augen; nichts kann mein Interesse wecken. Im Geist sehe ich immer noch den kleinen Kleiderhaufen verlassen neben der Strecke liegen.

Abends

Der Fertig-Gin-Tonic sprudelt über die Öffnung, als ich die Dose an die Lippen setze und den ersten Schluck nehme. Herb und kalt, der Geschmack meines allerersten Urlaubs mit Tom im Jahr 2005 in einem Fischerdorf an der baskischen Küste. Morgens schwammen wir die halbe Meile zu der kleinen Insel in der Bucht und liebten uns dort auf geheimen, versteckten Stränden; nachmittags saßen wir in einer Bar, tranken starken, bitteren Gin Tonic und sahen den Beachfußballern zu, die bei Ebbe auf dem Sand chaotische Spiele mit Mannschaften von je fünfundzwanzig Spielern austrugen.

Ich nehme noch einen Schluck, dann noch einen; die Dose ist schon halb leer, aber das ist schon in Ordnung. In der Plastiktüte zu meinen Füßen liegen noch drei. Und weil Freitag ist, brauche ich auch kein schlechtes Gewissen zu haben, wenn ich im Zug trinke. *Thank God It's Friday.* Endlich Zeit für die Freuden des Lebens.

Das Wochenende soll herrlich werden, jedenfalls haben sie das angekündigt. Strahlender Sonnenschein, wolkenloser Himmel. Früher wären wir vielleicht mit einem

Picknickkorb und der Zeitung in den Corly Wood gefahren, hätten den ganzen Nachmittag im getüpfelten Sonnenlicht auf einer Decke gelegen und Wein getrunken. Vielleicht hätten wir auch mit ein paar Freunden im Garten gegrillt oder uns im The Rose in den Biergarten gesetzt, bis unsere Gesichter vom Alkohol und von der Sonne geblüht hätten, und wären dann Arm in Arm nach Hause geschwankt, um auf dem Sofa einzuschlafen.

Strahlender Sonnenschein, wolkenloser Himmel und niemanden zum Spielen, nichts zu tun. So zu leben, wie ich es zurzeit tue, ist im Sommer noch schlimmer, wenn es so lang hell bleibt und die Dunkelheit so wenig Schutz bietet, wenn alle ständig unterwegs und dabei so aufdringlich, aggressiv glücklich sind. Es ist ermüdend, und man bekommt ein schlechtes Gewissen, weil man sich absondert.

Das Wochenende erstreckt sich endlos vor mir, achtundvierzig leere Stunden, die ich ausfüllen muss. Ich setze die Dose wieder an, aber es ist kein Tropfen mehr übrig.

Montag, 8. Juli 2013

Morgens

Wieder im Acht-Uhr-Vierer zu sitzen ist eine Erleichterung. Nicht dass ich es besonders eilig hätte, nach London zu kommen und die Woche in Angriff zu nehmen – eigent-

lich zieht mich überhaupt nichts nach London. Ich will mich nur in den weichen, durchgesessenen Velourssitz lehnen, will spüren, wie die Sonne warm durchs Fenster scheint, wie der Wagen hin und her und hin und her schaukelt, wie die Räder ihren beruhigenden Rhythmus auf die Schienen klopfen. Hier, wo ich die Häuser neben den Gleisen betrachten kann, bin ich lieber als irgendwo sonst.

Ungefähr auf der Hälfte der Fahrt ist wieder irgendein Signal defekt. Zumindest nehme ich an, dass es defekt ist, weil es praktisch immer auf Rot steht. Fast jeden Tag halten wir dort an, manchmal nur für ein paar Sekunden, manchmal für endlose Minuten. Wenn ich in Wagen D sitze, so wie meistens, und der Zug vor dem Signal anhält, so wie fast immer, habe ich den perfekten Ausblick auf mein Lieblingshaus an den Gleisen: Nummer fünfzehn.

Nummer fünfzehn sieht aus wie auch die meisten anderen Häuser an diesem Streckenabschnitt: eine viktorianische Doppelhaushälfte, zwei Stockwerke hoch, mit einem schmalen, gepflegten Garten, der nach etwa sieben Metern an einem Zaun endet. Dann folgen ein paar Meter Niemandsland, dahinter verlaufen die Gleise. Ich kenne dieses Haus mittlerweile in- und auswendig. Ich kenne jeden einzelnen Ziegelstein, ich kenne die Farben der Vorhänge im Schlafzimmer im ersten Stock (beige mit dunkelblauem Aufdruck), ich weiß, dass sich der Lack vom Fensterrahmen des Badezimmers schält und dass

auf der rechten Dachseite vier Ziegel fehlen.

Ich weiß, dass die Bewohner dieses Hauses, Jason und Jess, an warmen Sommerabenden manchmal aus dem großen Schiebefenster klettern und sich auf ihre improvisierte Dachterrasse über der ausgebauten Küche im Erdgeschoss setzen. Sie sind das perfekte Paar. Er ist dunkelhaarig und gut gebaut, stark wie ein Bollwerk und dabei sanft und hat ein betörendes Lachen. Sie ist eines dieser zerbrechlichen Vögelchen, eine hellhäutige Schönheit mit einem kurz geschnittenen Blondschoopf. Sie hat das richtige Gesicht für so eine Frisur: scharfe Wangenknochen, getüpfelt mit ein paar Sommersprossen, dazu ein elegantes Kinn.

Solange wir vor dem roten Signal feststecken, halte ich nach den beiden Ausschau. Jess sitzt morgens oft auf der Terrasse im Erdgeschoss, vor allem im Sommer, und trinkt Kaffee. Manchmal, wenn ich sie sehe, habe ich das Gefühl, dass sie mich ebenfalls sieht – dass sie meinen Blick erwidert –, und dann würde ich ihr am liebsten zuwinken. Jason sehe ich nicht ganz so häufig; er ist oft beruflich unterwegs. Aber selbst wenn sie nicht da sind, male ich mir aus, was sie vorhaben könnten. Vielleicht haben sie sich beide freigenommen, und sie liegt im Bett, während er ihr Frühstück macht, oder sie sind zusammen joggen, denn so was sähe ihnen ähnlich. (Tom und ich sind sonntags oft gemeinsam joggen gegangen – ich ein bisschen schneller als sonst, er ungefähr halb so schnell wie üblich, damit wir nebeneinander herlaufen konnten.)

Vielleicht ist Jess aber auch oben im kleinen Zimmer und malt, oder sie stehen gemeinsam unter der Dusche, wo sie sich gegen die Kacheln stemmt und er seine Hände um ihre Taille legt.

Abends

Halb dem Fenster zugewandt und mit dem Rücken zum restlichen Wagen öffne ich eins der Chenin-Blanc-Fläschchen, die ich im Whistlestop in Euston gekauft habe. Der Wein ist zwar nicht kalt, aber das ist schon okay. Ich gieße ein bisschen was in einen Plastikbecher, schraube den Verschluss wieder zu und lasse die Flasche in meine Handtasche gleiten. Montags im Zug zu trinken ist wenig gesellschaftsfähig – es sei denn, man trinkt in Gesellschaft, aber das tue ich nicht.

Vertraute Gesichter sitzen in diesen Zügen, Menschen, die ich Woche für Woche sehe, entweder auf dem Hin- oder auf dem Rückweg. Ich erkenne sie wieder, und wahrscheinlich erkennen sie mich ebenfalls wieder. Ich weiß allerdings nicht, ob sie mich als das sehen, was ich wirklich bin.

Es ist ein strahlend schöner Abend, warm, aber nicht zu schwül, die Sonne steht erst am Beginn ihres gemächlichen Abstiegs, die Schatten werden langsam länger, und das Licht beginnt eben erst, die Bäume zu vergolden. Der Zug

rattert vor sich hin, wir fliegen an Jasons und Jess' Haus vorbei, und die beiden verschwinden in einem abendlichen Sonnenfleck. Manchmal, allerdings nicht allzu oft, sehe ich sie auch von dieser Seite der Gleise. Wenn gerade kein Zug in die entgegengesetzte Richtung fährt und wir langsam genug sind, kann ich einen Blick auf die beiden erhaschen, wie sie auf ihrer Terrasse sitzen. Wenn nicht – so wie heute –, dann stelle ich es mir einfach vor. Jess hat die Füße auf den Terrassentisch gelegt und ein Glas Wein in der Hand, während Jason hinter ihr steht und die Hände auf ihre Schultern legt. Ich meine fast zu spüren, wie sich seine Hände anfühlen, wie das Gewicht schützend und zuversichtlich auf ihrer Haut ruht. Manchmal ertappe ich mich dabei, dass ich mich zu erinnern versuche, wann mich zuletzt ein anderer Mensch berührt hat, und sei es nur bei einer Umarmung oder einem von Herzen kommenden Händedruck, und dann krampft sich mein Herz zusammen.

Dienstag, 9. Juli 2013

Morgens

Der Kleiderhaufen von letzter Woche liegt immer noch da. Er sieht staubiger und verlorener aus als noch vor ein paar Tagen. Irgendwo habe ich gelesen, dass ein Zug dir

bei einem Aufprall die Kleider vom Leib reißen kann. Von einem Zug überfahren zu werden ist gar nicht so ungewöhnlich. Zwei-, dreihundertmal kommt das angeblich pro Jahr vor, das heißt spätestens alle zwei Tage. Ich weiß nicht, wie oft es sich dabei wirklich um Unfälle handelt. Während der Zug langsam weiterrollt, halte ich Ausschau nach Blut auf den Kleidern, kann aber nichts entdecken.

Wie üblich hält der Zug vor dem defekten Signal. Ich sehe Jess im Erdgeschoss vor der Terrassentür stehen. Sie trägt ein knallrosa Kleid, ihre Füße sind nackt. Sie wirft einen Blick über die Schulter; wahrscheinlich redet sie gerade mit Jason, der drinnen Frühstück macht. Mein Blick bleibt an Jess und an ihrem Heim hängen, während sich der Zug bedächtig vorwärtsschiebt. Die anderen Häuser will ich gar nicht sehen; erst recht nicht das vierte von hier aus, das Haus, in dem ich früher gewohnt habe.

Blenheim Road 23. Dort habe ich fünf Jahre lang gelebt – glücklich und am Boden zerstört. Inzwischen kann ich dieses Haus nicht mal mehr ansehen. Meine ersten eigenen vier Wände. Nicht die Wohnung meiner Eltern, keine Studenten-WG, sondern mein erstes eigenes Heim. Ich ertrage es nicht, das Haus zu sehen. Na schön, ich kann sehr wohl hinsehen, ich tue es auch, ich will es auch, ich will es nicht, ich gebe mir Mühe, es nicht zu tun. Jeden Tag ermahne ich mich, nicht hinzusehen, und dann tue ich es doch wieder. Ich kann einfach nicht anders, obwohl es dort nichts gibt, was ich sehen will, obwohl mich alles, was ich dort sehe,

verletzen wird; obwohl mir noch ganz genau in Erinnerung ist, was für ein Gefühl es war, als ich an der Fassade empor sah und feststellte, dass die cremefarbene Leinenjalousie im Schlafzimmer im ersten Stock durch irgendwas in Babyrosa ersetzt worden war; obwohl ich noch genau weiß, wie ich mir vor Schmerz die Lippe blutig biss, als ich sah, wie Anna die Rosenbüsche am Zaun wässerte und das T-Shirt sich um ihren runden Bauch spannte.

Ich kneife die Augen zu und zähle bis zehn, fünfzehn, zwanzig. Geschafft, vorbei, es gibt nichts mehr zu sehen. Wir fahren in den Bahnhof von Witney ein und wieder hinaus, und der Zug nimmt Geschwindigkeit auf, während die Vororte mit den schmutzigen Außenbezirken Nordlondons verschmelzen und die Reihenhäuser von Brücken voller Graffiti und leer stehenden Gebäuden mit eingeschlagenen Fenstern abgelöst werden. Je näher wir Euston Station kommen, umso nervöser werde ich. Der Druck baut sich langsam auf. Wie wird es heute laufen? Ungefähr fünfhundert Meter vor dem Bahnhof steht rechter Hand der Gleise ein heruntergekommener flacher Betonbau. Auf die Seite hat jemand gesprayt: DAS LEBEN IST KEIN ABSATZ. Ich muss an das Kleiderbündel neben den Schienen denken, und es schnürt mir die Kehle zu. Das Leben ist kein Absatz, und der Tod ist keine Klammer.

Abends

Der Zug, den ich abends nehme, der um vier vor sechs, ist eine Spur langsamer als der am Morgen – er braucht eine Stunde und eine Minute, volle sieben Minuten länger als der Morgenzug, obwohl er nicht öfter hält. Mich stört das nicht, denn so wenig es mich morgens nach London zieht, so wenig zieht es mich abends zurück nach Ashbury. Nicht nur, weil es ausgerechnet Ashbury ist – obwohl das Kaff wirklich schlimm ist, eine Satellitenstadt aus den Sechzigerjahren, die sich wie ein Krebsgeschwür in das Herz von Buckinghamshire gefressen hat. Nicht besser oder schlimmer als ein Dutzend anderer, ähnlicher Städtchen, mit Cafés und Handyläden und Sportgeschäften im Zentrum, umgeben von einem Ring aus Wohnvierteln, hinter denen das Reich der Multiplexkinos und Discountermärkte beginnt. Ich lebe in einem (einigermaßen) schicken, (einigermaßen) neuen Wohnhaus im Grenzbereich zwischen dem Geschäftszentrum und den Wohnbezirken am Stadtrand, aber zu Hause bin ich dort nicht. Mein Zuhause ist die viktorianische Doppelhaushälfte an den Gleisen, die mir einmal zum Teil gehört hat. In Ashbury gehört mir gar nichts, ich bin dort nicht mal Mieterin – ich bin nur Untermieterin in dem kleinen Gästezimmer in Cathys schmuckloser, unaufdringlicher Eigentumswohnung und damit ihrer Gunst und Gnade ausgeliefert.

Cathy und ich waren Studienfreundinnen. Eigentlich

eher Bekannte; wir standen uns nie besonders nahe. Sie wohnte in meinem ersten Collegejahr im Zimmer gegenüber, und wir studierten das Gleiche, darum waren wir in jenen ersten einschüchternden Wochen natürliche Verbündete, bis wir beide andere Leute kennenlernten, mit denen wir mehr gemeinsam hatten. Nachdem das erste Jahr vorbei war, sahen wir uns nicht mehr allzu oft und nach dem College so gut wie gar nicht mehr, außer gelegentlich auf irgendwelchen Hochzeiten. Doch in der Stunde der Not hatte Cathy zufällig ein Zimmer frei, und so fiel meine Wahl auf sie. Ich war mir ganz sicher, dass ich nur ein paar Monate bleiben würde, sechs allerhöchstens. Ich hatte keine Ahnung, wohin ich sonst hätte gehen sollen. Ich hatte noch nie allein gelebt, ich war von meinen Eltern erst in die WG und dann zu Tom gezogen und fand die Vorstellung beängstigend, darum ließ ich mich darauf ein. Das war vor fast zwei Jahren.

Es ist nicht *furchtbar*. Cathy ist nett, allerdings auf eine ziemlich dominante Art. Sie legt Wert darauf, dass man ihre Nettigkeit bemerkt. Nett zu sein ist ihr wichtig, sie definiert sich darüber, und darum will sie auch, dass man es würdigt, und zwar oft, am besten täglich, was ziemlich ermüdend sein kann. Aber es ist nicht wirklich schlimm, ich könnte mir unangenehmere Charakterzüge bei einer Mitbewohnerin vorstellen. Nein, an meiner neuen Lage (für mich ist sie auch nach zwei Jahren noch neu) stört mich weniger Cathy, nicht einmal Ashbury. Mich stört,

dass ich keine Kontrolle mehr über mein Leben habe. In Cathys Wohnung fühle ich mich immer wie ein gerade noch geduldeter Gast. Ich spüre es in der Küche, wo wir um den besten Platz rangeln, wenn wir uns etwas zum Abendessen zubereiten. Ich spüre es, wenn ich neben ihr auf dem Sofa sitze und sie die Fernbedienung in der Hand hält. Der einzige Raum, der mir – wenn überhaupt – zu-steht, ist das winzige Zimmer, in das ein Doppelbett und ein Schreibtisch gestopft wurden, zwischen denen man gerade noch hindurchgehen kann. Das Zimmer ist einigermaßen gemütlich, aber kein Raum, in dem man sich gern aufhält, und so hänge ich lieber verschämt und machtlos im Wohnzimmer oder am Küchentisch herum. Ich habe nichts mehr unter Kontrolle, nicht einmal die Orte in meinem Kopf.

Mittwoch, 10. Juli 2013

Morgens

Die Hitze wird heftiger. Es ist gerade erst halb neun, aber es ist jetzt schon schwül, die Luft mit Feuchtigkeit gesättigt. Ein Gewitter wäre nicht schlecht, aber der Himmel ist unverschämt monoton und wässrig Blassblau. Ich wische mir den Schweiß von der Oberlippe. Ich wünschte mir, ich hätte daran gedacht, mir eine Flasche Wasser zu kaufen.

Ausgerechnet heute Morgen sehe ich nichts von Jason und Jess und bin schmerzlich enttäuscht. Albern, ich weiß. Ich suche das Haus Fenster für Fenster ab, aber es gibt nichts zu sehen. Unten sind die Vorhänge zurückgezogen, aber die Terrassentüren sind verschlossen, die Sonne spiegelt sich in den Scheiben. Auch das Fenster oben ist zugeschoben. Vielleicht ist Jason schon unterwegs und arbeitet. Er ist Arzt, glaube ich, wahrscheinlich bei einer dieser Organisationen im Ausland, ständig auf Abruf, immer liegt eine gepackte Reisetasche auf dem Kleiderschrank, und sobald ein Erdbeben im Iran oder ein Tsunami in Asien gemeldet wird, lässt er alles stehen und liegen, schnappt sich die Tasche und ist wenige Stunden später in Heathrow, um loszufliegen und Menschenleben zu retten.

Jess mit ihren kühn bedruckten Klamotten und ihren Converse und ihrer Schönheit, ihrer Haltung, arbeitet in der Modebranche. Vielleicht auch im Musikbusiness oder in der Werbung – sie könnte Stylistin oder Fotografin sein. Außerdem ist sie eine gute Malerin, sie hat definitiv eine künstlerische Ader. Ich sehe genau vor mir, wie sie oben im Gästezimmer bei offenem Fenster und brüllend lauter Musik mit dem Pinsel in der Hand vor einer an der Wand lehrenden Leinwand steht. Dort wird sie bis Mitternacht bleiben; Jason weiß, dass er sie nicht beim Malen stören darf.

Natürlich sehe ich sie nicht wirklich. Ich weiß nicht, ob sie malt oder ob Jasons Lachen tatsächlich so toll klingt oder ob Jess schöne Wangenknochen hat. Ihren Knochen-

bau kann ich von hier aus unmöglich erkennen, und ich habe auch noch nie Jasons Stimme gehört. Ich habe die beiden noch nie aus der Nähe gesehen; damals, als ich ein paar Häuser weiter wohnte, lebten die beiden noch nicht dort. Sie zogen erst nach meinem Auszug vor zwei Jahren dort ein, wann genau, weiß ich nicht. Sie sind mir vor vielleicht einem Jahr zum ersten Mal aufgefallen, und im Lauf der Monate wurden sie mir immer wichtiger.

Ich weiß auch nicht, wie sie in Wahrheit heißen, darum musste ich ihnen selbst Namen geben. Jason, weil sein gutes Aussehen etwas von einem britischen Filmstar hat, kein Depp und auch kein Pitt, aber ein Firth oder ein Jason Isaacs. Und Jess passt einfach gut zu Jason – und es passt zu ihr. Der Name ist genauso hübsch und sorglos wie sie. Die beiden sind wirklich füreinander geschaffen, sie sind ein gutes Gespann. Sie sind glücklich, das sehe ich ihnen an. Sie sind das, was ich früher war. Sie sind Tom und ich vor fünf Jahren. Sie sind, was ich verloren habe; alles, was ich gern wäre.

Abends

Die Knöpfe meiner unangenehm engen Bluse spannen über dem Busen, und unter meinen Achseln zeichnen sich Flecken ab, die Feuchtigkeit liegt klamm auf meinen Armen. Meine Augen und meine Kehle jucken. Heute

Abend will ich die Reise so schnell wie möglich hinter mich bringen; ich verzehre mich danach heimzukommen, mich auszuziehen und unter die Dusche zu stellen, wo mich niemand sehen kann.

Ich studiere den Mann auf dem Sitz gegenüber. Er ist ungefähr so alt wie ich, Anfang, Mitte dreißig vielleicht, und hat dunkles, an den Schläfen ergrauendes Haar. Fahle Haut. Er trägt einen Anzug, aber er hat das Sakko ausgezogen und auf den Nebensitz gelegt. Vor ihm liegt aufgeschlagen ein papierdünnes MacBook. Er tippt nur langsam. Am rechten Handgelenk trägt er eine silberne Uhr mit großem Ziffernblatt – sie sieht teuer aus, womöglich eine Breitling. Und er kaut auf seiner Wange. Vielleicht ist er nervös. Oder einfach nur gedankenversunken. Weil er eine wichtige E-Mail an einen Kollegen im New Yorker Büro schreiben muss oder einen sorgsam komponierten Abschiedsbrief an seine Freundin. Auf einmal sieht er auf und schaut mich an; sein Blick wandert über mich hinweg und landet auf der kleinen Weinflasche auf dem Tischchen vor mir. Dann sieht er wieder weg. Um seinen Mund spielt ein Zucken, das auf Ekel hindeutet. Er findet mich eklig.

Ich bin nicht mehr das Mädchen, das ich früher war. Ich bin nicht mehr begehrenswert, ich bin irgendwie abstoßend. Nicht nur, weil ich zugenommen habe und mein Gesicht vom Trinken und von zu wenig Schlaf aufgedunsen ist; es ist, als könnten die Menschen mir meine Defizite ansehen, sie lesen sie an meiner Miene, meiner

Körperhaltung, meinen Bewegungen ab.


Als ich irgendwann letzte Woche nachts aus meinem Zimmer kam, um mir ein Glas Wasser zu holen, hörte ich Cathy im Wohnzimmer mit ihrem Freund Damien reden. Ich blieb im Flur stehen und lauschte. »Sie ist einsam«, sagte Cathy. »Ich mache mir wirklich Sorgen um sie. Es ist nicht gut, dass sie immer allein ist.« Dann fragte sie: »Wüsstest du nicht jemanden, vielleicht von der Arbeit oder aus dem Rugbyverein?«, und Damien antwortete: »Für Rachel? Ohne Scheiß, Cath, ich weiß nicht, ob ich jemanden kenne, der so verzweifelt ist.«

Wenn Sie weiterlesen möchten ...

PAULA HAWKINS

GIRL ON THE TRAIN

Deutsch von Christoph Göhler
Roman. 448 Seiten
ISBN 978-3-7645-0522-6
Ab 15.06.2015 überall, wo es Bücher gibt.

 Auch als E-Book erhältlich
ISBN 978-3-641-15812-5

Folgen Sie uns auf:



© der deutschsprachigen Ausgabe 2015 by Blanvalet Verlag,
München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH.
Alle Rechte vorbehalten

Gestaltung: © Werbeagentur Minkmar, München, www.minkmar.de
Umschlaggestaltung: © www.buerosued.de nach einem Entwurf
von Claire Ward
Umschlagmotiv: Plainpicture/Bildhuset

GEFESSELT VOM HÖRBUCH

Britta Steffenhagens Stimme
wird Sie nicht mehr loslassen.



Hier reinhören:
randomhouseaudio.de/girlonthetrain
2 mp3-CDs 14,99 € [D]*
Download 9,95 € [D]*
* Unverbindliche Preisempfehlungen



RANDOM HOUSE
AUDIO

© Cornelia Gierkes

Random House
AUDIO

Auf alle anderen in diesem Abteil
wirke ich völlig normal; ich tue, was sie tun:
zur Arbeit pendeln, Termine machen,
Dinge erledigen.
WIE MAN SICH IRREN KANN.

Jeden Morgen pendelt Rachel mit dem Zug in
die Stadt, und jeden Morgen hält der Zug an der
gleichen Stelle auf der Strecke an. Rachel blickt in
die Gärten der umliegenden Häuser, beobachtet
ihre Bewohner. Und eines Tages beobachtet sie
etwas Schockierendes ...

»Einzigartig, intelligent und unvorhersehbar.
Hawkins zeichnet Rachels Besessenheit mit einer
beklemmenden Intensität, die den Leser ständig
zwischen Bedrohung und Mitleid schwanken lässt.«
The Times



blanvalet